

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Der geniale Mensch

Lombroso, Cesare

Hamburg, 1890

Einleitung

Einleitung.

Niemals bin ich bisher in die Lage gekommen, wie es hier der Fall ist, die früheren Auflagen eines meiner Bücher nicht mehr gelten zu lassen. Niemals aber auch hat die ursprüngliche, bei ihrem Auftauchen unvollkommene Idee solche Wandlungen erfahren, dass sie den Verfasser in die Nothwendigkeit versetzt, seinem Ziele Schritt vor Schritt nahe zu rücken, ohne es vielleicht ganz zu erreichen.

Die Idee, dass das Genie auf einer Psychose beruhen könne, hatte mir zwar öfter vorgeschwebt, ich hatte sie aber immer von mir abgewehrt. Blosser Ideen, ohne sichere experimentelle Grundlage, gelten ja übrigens heutzutage nicht mehr; sie sind wie todtgeborene Kinder, die sich zeigen, um gleich darauf zu verschwinden.

Es war mir früher vergönnt gewesen, mehrere Degenerationsmerkmale beim Genie zu entdecken, die als Basis und Kennzeichnung für fast alle erblichen Geistesstörungen dienen, — aber die übertriebene Ausdehnung, die man damals der Degenerationstheorie gab, und noch mehr der zu unbestimmte Charakter, den die ganze Auffassung erhielt, liess mich

davon abstehen, so dass ich mir wohl die Thatsachen merkte, aber die Folgerungen zu ziehen unterliess.

Wie soll man auch nicht vor dem Gedanken schaudern — die erhabensten Aeusserungen des menschlichen Geistes auf eine Linie mit dem Wesen von Idioten und Verbrechern gestellt zu sehen!

Die neueren teratologischen Forschungen, namentlich die von GEGENBAUER, haben jedoch ergeben, dass die rudimentären Bildungen nicht immer für einen wirklich niedrigen Grad sprechen, sondern dass sie häufig als Ersatz für eine beträchtlichere Entwicklung, für einen nach anderer Richtung hingesehenden Fortschritt dienen.

Die Reptilien haben mehr Rippen als wir, die Affen und Vierfüssler besitzen eine grössere Zahl Muskeln als wir und ein ganzes Organ, das uns fehlt (Schwanz). Aber nur infolge des Verlustes jener Theile haben wir unser geistiges Uebergewicht gewonnen.

Steht das fest, so schwindet jede Scheu vor der Theorie der Degeneration. Wie die Riesen für ihre Höhe mit Unfruchtbarkeit und mit verhältnissmässiger Verstandes- und Muskelschwäche büssen, so haben auch die Geistesriesen mit Entartung und Geisteskrankheit für ihre übermässige Geisteskraft zu büssen. Aus diesem Grunde begegnet man der Degeneration auch häufiger bei ihnen als bei den Irren.

Andererseits hat diese Theorie gegenwärtig einen so sicheren Weg eingeschlagen, dazu stimmt sie so ganz zu meinen Forschungen über das Genie, dass ich sie unmöglich zurückweisen könnte und in ihr nicht eine indirekte Bestätigung meiner Ideen erblicken sollte.

Darin besteht aber auch nur das Neue in dieser letzten Ausgabe meines Werkes, dem ich darum einen anderen Namen gegeben habe, aus dem man das Näherrücken zum Ziele, d. i. zur Lösung der Frage über das Wesen des Geistes erkennen möge.

In dieser Hoffnung bestärken mich die neuerdings entdeckten Merkmale der Degeneration¹ und noch mehr die Unsicherheit der Ansichten, die man der in Aussicht stehenden Lösung der Frage über das Genie gleich entgegenhielt. So behauptet JOLY in etwas sehr bequemer Haltung: „Es ist eigentlich überflüssig, die Hypothese vom Irrsinn des Genies zurückzuweisen, da Kraft nicht zugleich Schwäche, Gesundheit nicht Krankheit ist? Ueberdies sind die zu gunsten der Hypothese angeführten Fälle nur vereinzelte.“

Weiss denn der Arzt nicht, dass bei Fiebernden, Delirirenden und Epileptischen die Kraft gerade ein Zeichen von Krankheit ist? — Der zweite Einwurf ist hinfällig, sobald die Fälle so zahlreich auftreten, dass sie nicht mehr als Ausnahmen gelten können.

Es ist ja sicher, dass es Genies gab, bei denen die Verstandeskkräfte vollständig im Gleichgewicht blieben, aber sie zeigten dann Mängel im Fühlen, im Gemüth, — die von Niemand bemerkt oder vielmehr angemerkt worden sind.

Bis in die letzten Jahre haben die Geschichtschreiber, die mehr Chronisten als Psychologen waren, sehr sorgfältig alle auf Fürsten, Völker und Kriege bezüglichen Begebenheiten überliefert, die in den Augen der Menge von grosser Wichtigkeit sind, alles andere aber, was das Gedankenleben angeht, haben sie unbeachtet gelassen; sie haben uns nie, oder fast nie, über Krankheiten und Zeichen von Entartung etwas mitgetheilt von denen die Familie der grossen Männer oder diese selbst heimgesucht worden sind, — ferner hat die ausserordentliche Eitelkeit der Letzteren, diesen, mit Ausnahme sehr weniger (Cardano, Rousseau, Stuart Mill, Renan), nicht gestattet, derartige Enthüllungen uns zu hinterlassen. — Wenn ein Freund nicht zufällig einmal Richelieu bei einem epileptischen Anfalle überrascht hätte, wer hätte je so etwas sich träumen lassen?

¹ J. MAGNAN, *Annales Médico-psychologiques*, 1887. — SAURY, *Études cliniques sur la folie héréditaire*, 1886.

Wer würde glauben, dass Cavour zweimal Selbstmordversuche gemacht hat, wenn es nicht BERTI und MAYOR in ihren Memoiren brächten. — Wäre TAINE nicht einer der Wenigen, die einsehen, wie nützlich die Psychiatrie für das Studium der Geschichte sein kann, so hätte er nicht die Züge herausgefunden, die den Beweis für Napoleons moralischen Irrsinn liefern. Carlyles Frau schrieb kurz vor ihrem Tode den Bericht über die Qualen nieder, die sie von ihm erduldet hatte. Wenige Frauen thun das und, die Wahrheit zu sagen, wenige Gatten werden derartige Memoiren veröffentlichen. — Wie viele erblicken noch in dem berühmten Maler Aiwasowski ein engelgleiches Wesen, in ihm, der Hunderte von Armen unterstützt und seine Frau und Kinder verhungern lässt?

Dazu kommt, dass moralischer Irrsinn, der am häufigsten beim Genie vorkommt, diejenige Form von Geistesstörung ist, die sich am schwersten kontrolliren lässt, so dass sie von den Meisten während des Lebens geleugnet wird, wo der Irrenarzt sie schon deutlich erkennt.

Giebt es nicht noch sehr einflussreiche Männer, die den Wahnsinn des Königs Ludwig von Bayern in Zweifel ziehen und offen leugnen?

Uebrigens giebt es in der Natur keine individuellen Fälle; alle besonderen Fälle sind der Ausdruck und die Folge eines Gesetzes und, wie man es in der Sprache der Statistik nennt, der Punkt einer Reihe. Die Thatsache, dass gewisse grosse Geister irr gewesen sind, gestattet uns vorauszusetzen, dass, allerdings in minderm Grade, bei den anderen Genies eine Psychose vorhanden sei.

JOLY wirft ferner ein, dass zwar viele Genies sehr früh sich gezeigt haben — Rafael mit 14, Mozart mit 4 Jahren —, dass es jedoch auch spätreife gab wie Alfieri. — Allerdings ist die Frühreife ein Merkmal des Genies, aber eben um deswillen, weil es eine Neurose ist, kann ein Trauma, eine Intoxikation dasselbe auch noch später entwickeln, und kann es,

wie jede von Reizung der Hirnrinde abhängige Neurose, je nach dem Angriffspunkt ein verschiedenes Gesicht zeigen, obgleich ihr Wesen sich gleich bleibt.

In der That behalten die sehr seltenen frühreifen Genies den ihnen eigenthümlichen Charakter bei.

HAILES sagt in seinem Buche über Kunstgenie, das Genie sei nur eine Weiterbildung der gewöhnlichen Lebensverhältnisse; demnach besäßen wir Alle, prosaisch wie wir sind, etwas vom Genie. Wie kommt es aber doch, entgegnet ihm BRUNETIÈRE mit Recht, dass nur einer ein grosser Maler oder Dichter wird und keiner von uns Andern? Und wie können so viele Philosophen behaupten, worin sie recht haben, dass das Genie in der übermässigen Entwicklung einer Geistesfähigkeit auf Kosten der anderen besteht?

Es ist ein Monstrum, sagen die Gegner. — Wohl! aber auch die Monstra unterliegen bestimmten Gesetzen für die Missgeburten.

Nach BRUNETIÈRE (s. *Revue des Deux Mondes* 1886) „bestehen für das Genie keine Gesetze, weil es die höchste Entfaltung des Menschenthumes ist und weil es sich um eine Individualität handele; über die letztere habe aber die Wissenschaft keine Gewalt; für Genie und Heiligkeit gebe es kein Gesetz, weil sie besondere Fälle seien. Heiligkeit sei Tugend plus eines Etwas, das dem Tugendhaften fehlt“.

Abgesehen davon, dass man mit dieser Definition nichts weiter sagt, als dass Heiligkeit Heiligkeit sei, zeigt sich gerade an dieser Stelle der Irrthum des Verfassers. Heiligkeit und Tugend nämlich sind es gerade, die öfter im Uebermaass betrieben werden auf Grund von Geisteskrankheit. Uebrigens giebt es überhaupt kein Geschehen, das nicht einem Gesetz unterworfen wäre, am wenigsten im vorliegenden Falle, wo uns die Theorie der Degeneration ein Gesetz an die Hand giebt, wonach in den Fällen, in denen Neurosen bei dem Genie selbst nicht auftreten, die Lücken durch seine Vorfahren ausgefüllt werden.

BRUNETIÈRE sagt ferner: „Das Einzige, was für das Genie charakteristisch, ist die Besonderheit seiner Fähigkeiten, die es von allen Denen unterscheidet und trennt, welche dieselben Eigenschaften zu besitzen scheinen. An dieser Art von Individualität müssen alle Theorien über das Genie scheitern.“

Er bedenkt jedoch nicht, dass man dasselbe von den Wahnsinnigen und Verrückten sagen kann.

Endlich sagt er: „Es giebt talentvolle Menschen, wie Addison und Pope, denen das Genie abgeht, und geniale Menschen ohne Talent, wie Sterne.“ — Diese beiden Dinge widersprechen sich indes nicht. Mangel an Talent, oder besser: an gewöhnlichem Verstand, ist gerade eine Eigenschaft des Genies, die für Neurose und Psychose spricht, und ein Zeichen dafür, dass Hypertrophie gewisser Seelencentra durch theilweise Atrophie anderer Centra ausgeglichen wird.

Die erste Behauptung stösst unsere Schlüsse nicht um, sondern bestätigt sie vielmehr. Freilich ist Talent nicht Genie, ebensowenig wie Laster Verbrechen ist: Es giebt aber Uebergänge von dem einem zum anderen, zufolge des ununterbrochenen Stufenganges in allen Naturerscheinungen — *Natura non facit saltus*.

Ich muss allerdings gestehen, dass ich in diesem Buche öfter freiwillig und unfreiwillig Genie und Talent zusammengeworfen habe, nicht weil das eine von dem anderen überhaupt nicht verschieden sei, sondern weil die Trennungslinie oft ebenso schwer herzustellen ist, wie die zwischen Laster und Verbrechen. Ein Genie in der Wissenschaft, welchem die Hilfsmittel und die passende Erziehung fehlen, z. B. ein Gorini, wird weit weniger leisten, als ein von Geburt an und durch eine gute Schule begünstigtes Talent.

Uebrigens — und das ist ein Punkt, der für uns wesentlich in Betracht kommt — sind die geistesstörenden Folgen und Aehnlichkeiten für das Eine wie für das Andere dieselben, weil der Talentvolle, auch ohne Genie, wirkliche, wenn auch

geringe Anomalien jeder Art sehen lässt; ein selbst mittel-mässiges Talent kann sich bis zu dem Grade abmühen und erschöpfen, dass es die pathologischen Hirnsymptome des Genies ebenfalls zeigt und Spuren davon bei seinen Nachkommen hinterlässt. Auch der übrigens seltene Fall kann vorkommen, dass der Talentvolle, ähnlich dem Genialen, von Neurotischen und Irren abstammt. Die Erklärung dafür ist leicht. Wenn das Genie Folge von zeitweiliger mächtiger Reizung eines starken Gehirnes ist, so ist das Talent ebenfalls von einer Hirnrindenreizung, aber von einer solchen geringeren Grades und von einem minder grossen Hirn abhängig.

Der richtige Normalmensch ist weder wissenschaftlich gebildet noch gelehrt; er ist der Mensch, der arbeitet und isst, *fruges consumere natus*.

Unsere Natur, so pflegt man aber zu sagen, sträubt sich gegen eine Auffassung, die darauf ausgeht, die höchste Entfaltung des Menschengeistes auf die schmachlichste und traurigst entartete Stufe des Daseins, auf die des Blödsinnes und Wahnsinnes herabzuziehen. Es ist das traurig, ich leugne es nicht. Lässt denn aber nicht die Natur aus einem ähnlichen Keim und auf einem und demselben Erdkloss die Nessel und den Jasmin, den Sturmhut und die Rose wachsen?

Kann man den Botaniker für solche Zufälle tadeln? Vielleicht macht man ihm gar noch ein Verbrechen daraus, dass er sie, wenn sie einmal bestehen, so wie sie sind, aufnimmt und nicht lieber verleugnet?

Uebrigens ist der Widerwille eine Gemüthsäusserung, aber kein vernünftiger Grund, und diese Art von Empfindung wird durch die Grösse des Zieles und durch die Verbindung mit einer grossen Reihe von Naturerscheinungen gemildert. Auch finden wir, das jener Widerwille beim Volke nicht gar so gross ist, denn es stimmt in seinen Weissthümern damit überein — wie in so vielen andern Dingen, vor denen die akademisch gebildete Welt muthwillig die Augen schliesst.

Dafür spricht z. B. in den ältesten Sprachen Sanskrit und Hebräisch die Gleichbedeutung der Wörter Prophet und Irrsinniger (*Nigrata* und *Nevi*); ebenso die Sprichwörter: *Matti edi fanciulli indovinano*, Kinder und Narren sprechen die Wahrheit; *Un fol avise bien un sage*; *Saepe etiam est morio valde opportune locutus* u. a. m.

Noch beweisender ist die Thatsache, dass der Geisteskranke bei allen rohen Völkern gefürchtet und verehrt wird von den Massen, die ihm oft die oberste Gewalt übertragen.

Die Ueberzeugung davon hat sich bis in die Neuzeit erhalten, allerdings unter einer Form und in einer Weise, die dem Genie zum Nachtheil gereicht, indem man ihm in der Welt eine Rolle zu spielen versagt. — Es ist ja eine bekannte Sache, die keiner Beläge bedarf, dass man genialen Menschen, so lange sie leben, nicht bloss ihren Ruhm abstreitet und ihnen wohl gar (die Freiheit und) die Subsistenzmittel entzieht. Nach ihrem Tode wird das durch Denkmäler, Klagelieder und rhetorische Floskeln ausgeglichen!

Weshalb das geschieht? Nicht die Eifersucht von Nebenbuhlern, nicht der stets das Genie befehlende und von ihm besiegte Neid der Mittelmässigen ist daran ausschliesslich schuld. Nein, es ist das, was dem Genie fast immer abgeht — einige grosse Politiker ausgenommen, unter denen ausserdem hervorragende Beispiele (wie Bismarck) vorkommen —, es ist der Takt, die richtige Mitte, der praktische Sinn, die bei den Massen als die einzigen wirklichen Tugenden gelten und die im Gesellschaftsleben allein von Nutzen sind.

Le bon sens vaut mieux, que le génie, Gerader Verstand ist mehr werth als Genie, sagt ein altes französisches Sprichwort. „Der gerade Verstand,“ sagt MIRABEAU, „ist das Fernhalten jeder zu lebhaften Leidenschaft; umgekehrt, nur die Menschen mit grossen Leidenschaften können gross sein.“ Der Verstand schlägt ausgetretene Wege ein, das Genie thut das nie.

Darin liegt es denn nun, dass der gemeine Mann die grossen Männer so leicht, und zwar nicht ohne Grund, wie Narren behandelt, während der Gelehrtenhaufe ein Geschrei erhebt, wenn man die allgemeine Meinung zu einer Theorie erhebt, wie es hier geschieht.

Hören wir dagegen, was CHARLES RICHEL sagt:

„Es hat seine Schwierigkeit, den Begriff Genie zu definiren. Niemand wird eine genaue Grenzlinie zwischen dem Geistreichen und dem Talentvollen und zwischen dem Talentvollen und dem Menschen von gewöhnlicher Beanlagung ziehen können. Ist das aber nicht mit jeder Klassifikation der Fall? Wir wollen indes nicht in die alte Sophisterei der Griechen verfallen, mit der sie behaupteten, es gäbe keinen Kahlkopf, weil man die Zahl der Haare, von der aus die Kahlköpfigkeit beginne, nicht genau angeben könne. — Lassen wir also die Grenzlinie beiseit und halten uns an dem Beispiel derjenigen Männer, deren Genie unbestritten ist, als Dante, Pascal, Shakespeare, Newton, Goethe, Victor Hugo, Leonardo da Vinci, Rafael, Napoleon I.

Was diese grossen Männer kennzeichnet, ist, so scheint es mir, dass sie von dem, was sie umgiebt, sich unterscheiden. Sie förderten Gedanken zu Tage, welche die mit ihnen Lebenden nicht hatten und nicht haben konnten. Sie sind grundlegend, originell. Mir scheint die Originalität das einzige Wahrzeichen für die Geistreichen zu sein. Sie sehen mehr, besser und vor allem anders als der gewöhnliche Menschenschlag.

Diese Eigenschaft der Originalität ist unerlässlich für das Genie. Es ist das so einleuchtend, dass es fast kindlich erscheint, es noch zu betonen. Nehmen wir einen Maler, der sehr exakt, sorgsam arbeitet, übrigens eine sehr geschickte Hand besitzt. Thut der nun nichts anderes, als dass er malt, wie man vor ihm gemalt hat, und bringt er kein neues Verfahren auf in Kolorit, Wahl der Gegenstände, Gruppierung der Personen, in der Vertheilung der Lichter auf seinen Bildern,

so kann man wohl von einem Talent, aber nicht von einem Genie sprechen.

Dazu muss er erfinden, Neues schaffen; denn ohne Neuerung kein Genie. Um aber Neues zu geben, muss derselbe Mann aufs schärfste von den anderen Malern sich unterscheiden. Seit Leonardo da Vinci gab es vielleicht fünfundzwanzig geniale Maler auf dem ganzen Erdenrund, aber auch mindestens eine Million mittelmässiger. Um aus dieser Menge hervorzuragen, um sein Genie zu beweisen, muss ein Maler besser oder, um nicht vorzugreifen, anders beschaffen sein, als die Million der unbekanntnen Maler.

Auf diesem Anderssein als die übrigen Menschen scheint denn nun das Genie zu beruhen.

Die Folgerung aus diesem einfachen Satze, dass das Genie von den übrigen Menschen sich unterscheidet, ist leicht zu finden. Das Genie ist abnorm, zum mindesten dadurch, dass es sieht, was Andere nicht sehen.

LAPLACE sagt: „Die Entdeckungen bestehen in der Verknüpfung derjenigen Ideen, welche zu einander passen und bis dahin vereinzelt standen.“ Der geniale Mensch weiss die Fäden zu dieser Verknüpfung herauszufinden, die dem gewöhnlichen Sterblichen entgehen — und darin besteht das Seltene, das Abnorme.

Dasselbe ist bei den Irren der Fall. Sie haben originelle Gedankenverbindungen im Ueberfluss, die plötzlich hervorschiessen und bisweilen in lächerlichen Sprüngen sich kundthun, wo aber stets unvorhergesehene und öfters ingeniose Gedankenreihen sich enthüllen.

Was folgt daraus? Es folgt, dass diese geistreichen Menschen, die sich über die sie umgebende Mittelmasse erheben, nicht die gewöhnliche Geistesgesundheit besitzen.

An ihnen haften zugleich leibliche wie geistige Flecken. Sie haben Verfolgungs- oder Grössen- oder religiöse Wahnvorstellungen. Sie gehören Familien an, in denen Degenerirte

und Irre zahlreich sind; die meisten unter ihnen sterben kinderlos, oder die hinterlassenen Kinder haben nicht das normale geistige und leibliche Ebenmaass. Der Mann von Geist ist also der Mensch, der mehr, Besseres und Anderes thut, als die anderen seiner Zeitgenossen. Er ist mithin abnorm, d. h. eine Ausnahme.

Aber die Natur liebt keine Ausnahmen, sie lässt sie verschwinden, sie sorgt vor allem für die Gleichmässigkeit der Rasse. Sie ist wesentlich demokratischen, gleichmacherischen Wesens. Die geistige Aristokratie der genialen Häupter liebt sie nicht. Sie duldet sie nur unwillig und ist bemüht, diese Hochstreber wieder in Reih und Glied treten zu lassen.

Im Alter von 11 Jahren erfindet Pascal die Geometrie, mit 18 Jahren belebt er die Physik. Ist das nicht eine befremdende, fast erschreckende Anomalie, dass ein Kind in einem Alter, wo man noch Ball spielt, grossartigere und tiefere Gedanken hat, als die Lehrer von zwanzig Jahrhunderten? Um ein Pascal zu werden, muss man krank sein, krank im wahren Sinne des Wortes, d. h. anomal. Ich weiss nicht, ob man sich des Wortes degenerirt (entartet) bedienen darf, wie Herr LOMBROSO es thut, denn es erscheint mir fast wie eine Entweihung. Ich würde lieber progenerirt sagen (sit venia verbo).¹

Degeneration oder Fortschritt — der Mann von Geist ist ein fremdartiges, ein anomales Wesen, dem keine Dauer vergönnt ist.

Es sei erlaubt, ein Beispiel anzuführen, das man vielleicht etwas respektwidrig finden wird. Stellen wir uns vor, wir hätten eine Handvoll Samenkörner von anscheinend ganz gleichem Aussehen. Die streut man aus und sie entwickeln sich gleichmässig, so dass sie schliesslich mit wenig Unterschied fast gleich hoch geschossen sind. Dennoch wird es unter

¹ Anm. des Uebers. — Degenerirt und anomal bedeutet dasselbe, — aus der Art geschlagen.

ihnen abweichende Typen geben, die einen werden sämtlich klein bleiben, die andern sehr gross werden und über das mittlere Maass hinausgehen. Nun denn, die einen wie die andern, die grossen wie die kleinen, werden für ungehörig, für krank gelten. Es thut nicht viel zur Sache, ob die Entwicklung zu stark oder zu schwach vor sich ging, weil in beiden Fällen (Entwicklungshemmung oder Uebermaass) die Entfernung von dem gemeinen Mittelzustand eine zu grosse war.

A priori kann man demnach sehr wohl begreifen, dass die geistreichen Leute, als solche, die dem Mittelschlag der Menschen unähnlich sind, mit eben dem Recht wie die Irren eine anders beschaffene Intelligenz besitzen als die gewöhnlichen Sterblichen.

A posteriori findet man den Belag für die angedeutete Aehnlichkeit in sehr häufigen und merkwürdigen Beispielen. Wenn man das Leben einer grossen Zahl hervorragender Personen ein wenig näher beschaut, so findet man in ihrem geistigen Habitus und Gebahren etwas Mangelhaftes, Krankes, Pathologisches, wodurch sie den Geistesgestörten näher rücken. Man entfernt sich eben nicht ungestraft von dem gemeinen Dasein der gewöhnlichen Menschen. Die grossen Männer haben fixe Ideen, Vorurtheile, Suchten und Angewohnungen, moralische Verkehrtheiten, Konstitutionsfehler, Lücken im Denken, mitunter Hallucinationen und Wahnideen. Stolz, Empfindlichkeit, reizbares Temperament (*genus irritabile vatum*), Furcht sind Seelenzustände, die bei ihnen bisweilen einen hochgradig krankhaften Anstrich bekommen. Das sind die psychischen Flecken an ihnen, die, wenn es ihnen auch gelingt, sie zu verstecken, doch bei ihren Nachkommen stärker zum Vorschein kommen. Nie würde ich einer Frau dazu rathen, den Sohn eines berühmten Mannes zu heirathen. Sie thäte besser, sich den Sohn eines tüchtigen, unwissenden Bauern zu nehmen. Für ihre etwaigen Kinder wäre dann, was die Gesundheit betrifft, besser gesorgt.

Die Art und Weise, wie die Geistreichen arbeiten, bietet Gelegenheit zu noch interessanteren Vergleichen. Bei dem Abfassen eines grossen Werkes tritt entschieden etwas Unvermitteltes, Spontanes hervor, was die gewöhnliche Denkweise verduzt, entweder durch die Kühnheit und Kraft oder durch die Ueberraschung, mit der es auftritt. Man erwirbt den Geist nicht etwa mit grosser Anstrengung. Bisweilen kostet ein tiefer, plötzlicher Gedanke keinerlei Mühe. BUFFONS berühmtes Wort: „Genie est une longue patience“ („Geist ist Geduld“) scheint nicht ganz richtig zu sein. Niemals hat Geduld etwas anderes als ein ehrenwerthes, maassvolles Werk geschaffen. Das Genie ist maasslos, unmessbar, mag es sich um ein Gemälde, ein Theaterstück, eine mechanische Aufgabe oder um eine Schlacht handeln.

Thomas Corneille hat vielleicht ebensoviel Geduld gehabt, wie sein berühmter Bruder, und doch hat er nichts zu geben vermocht, was an den „Cid“ heranreicht. Nimmt man die halbe Million elfjähriger Schüler, die in dieser Stunde an den Anfangsgründen der Grammatik ihres Landes und an dem Dezimalsystem kauen, ihre sämtliche Geduld wird nicht zu stande bringen, was Pascal in ihrem Alter spielend that.

Es giebt also im Denken des genialen Menschen etwas Maassloses, Ausserordentliches, folglich Fremdartiges. Derselbe Charakter des Fremdartigen wohnt auch im Denken des Irren. Die bizarren Gedankenverbindungen sind es, ebenso wie die Träume des Haschischrauchers und die Gedankensprünge des Maniakalischen, die uns ausser Fassung bringen.

Man höre nur, was LOMBROSO weiterhin von einem Irren erzählt, der sich den Bart streicht und dabei sagt: „Das ist das Letzte für die Helminthen!“ In raschem Fluge sieht er sich fast gleichzeitig hingerichtet, begraben und von Würmern verzehrt.

Bei den Dichtern vor allem ist die Schnelligkeit bizarrer Gedankenverbindungen oft erstaunlich. Die Irren gebrauchen

bekanntlich allerlei Calembours und Allitterationen, wie Chat — Chapeau — l'eau — Manchon — fanchon. Dieses Verfahren steht dem der Poesie sehr nahe. Ich spreche nicht etwa von der schlechten Reimerei, sondern von der hohen, wahrhaften Poesie der Meister, z. B. Victor Hugos. Unzweifelhaft ist bei Victor Hugo das Wort das Anregende für die nachfolgende Idee. Bei einem mittelmässigen Dichter stellt sich erst eine Idee und dann das Wort ein, um sie auszudrücken. Bei einem grossen Dichter geht die Inspiration der Idee voraus, d. h. das Wort entsteht sozusagen unwillkürlich. Das weitere geschieht fast ohne es zu wollen, erzwungen durch die Aufeinanderfolge der Worte und Reime. Die geistige Arbeit ist dabei fast unbewusst. Bei Victor Hugo folgt ununterbrochen eine funken-sprühende Reihe von Worten, jedes Wort ist ein neues Bild, eine neue Idee. Die Bilder fordern einander heraus, Reim folgt auf Reim, und neue Ideen sprudeln unablässig hervor, stets von den Ideen, d. h. von den vorangegangenen Reimen, hervorgerufen.

Auch bei den grossen Erfindern ist die Idee, wie bei den grossen Dichtern, fast unwillkürlich. Sie ist bisweilen barock und verwunderlich. Wie oft hört man von wunderbaren Erfindungen in Irrenhäusern! Oft hat nicht viel gefehlt, dass derartige Thorheiten zu genialen Entdeckungen gestempelt wurden. Dieser Analogie fehlt nichts, nicht einmal die Feindseligkeit der Verständigen, welche die grossen Entdeckungen mit Wahnsinn verwechseln. Verachtung und den Spott der Zeitgenossen haben selbst die grössten Erfinder erdulden müssen. Napoleon hat Fulton wie einen Narren behandelt, die Pariser Akademie der Wissenschaften hat sogar, wenn auch nur tadelang, an der Möglichkeit der Telephonie gezweifelt. Die grossen Entdeckungen haben eben das mit den Träumereien der Irren gemein, dass sie über die uns geläufigen Vorstellungen hinausgehen.

Was dürfen wir aber daraus für einen Schluss ziehen?

Etwa den, dass die grossen Dichter und die grossen Erfinder geisteskrank sind? Bewahre! Wie LOMBROSO, so protestire auch ich dagegen, wenn man uns eine solche Meinung unterschieben wollte.

Denn wenn auch das Genie hie und da etwas dem Irren Aehnliches zeigt, so unterscheidet es sich doch von letzterem durch eine wesentliche Eigenschaft. Die schnelle und bizarre Auffassung hat es allerdings gleich dem Irren, aber es hat noch etwas mehr, etwas, das seine Auffassung fruchtbar macht und nicht zu fruchtloser Abgeschmacktheit verkommen lässt, das ist die Klarheit und Weite der Anschauung.

Die meisten Menschen leben in einem Zustande halben Träumens; sie sind unfähig die Beziehungen der sie umgebenden Gegenstände zu erfassen, ohne sich jeden Augenblick der Wahrheit der Aussendinge zu vergewissern, ohne etwas tiefer zu ergründen, da sie nur die Oberfläche der Dinge erkennen und nur ein Ohr für ihre Träume haben, denen sie getreulich Folge leisten; sie reagiren nicht, lassen sich von den Ereignissen mit fortreissen und ermangeln vollständig des kritischen Vermögens, mit Hülfe dessen die Verirrungen des abschweifenden Geistes zufolge der steten Erkenntniss der konkreten Wirklichkeit kontrollirt und gezügelt werden.

Die Irren leiden mehr als die normalen Menschen an der Verstandesschwäche, die nicht sieht, was um sie her vorgeht. Sie träumen ganz und gar.

„Das Irresein,“ sagt GÉRARD DE NERVAL (der sich leider nur zu gut darauf verstand), „ist das Ueberschäumen des Traumes in das wirkliche Leben.“

Bei den Irren giebt es keinen Zügel gegen das Durchgehen, kein Machtgebot, die Wahrheit der Dinge hat keinen Einfluss.

Die geistvollen Menschen haben dagegen, neben ihrer feurigen und allezeit sprungfertigen Einbildungskraft, grosse kritische Einsicht, welche bei ihnen unmittelbar und fast gleich-

zeitig mit der schöpferischen Ideenbildung thätig ist. Diese Mischung von kritischem und Erfindungsgeist macht ihre Stärke aus.

Im Grunde genommen ist dieser kritische Geist vielleicht lediglich ein erweitertes Gebiet der Intelligenz, so dass schliesslich die geistvollen Menschen nur darin von den Irren sich unterscheiden, dass sie nicht eine vereinzelte, sondern eine ganze, fast unendliche Reihe von Gedankenverbindungen besitzen, die sich in grosser Anzahl auf dem breiten Raume ihrer Intelligenz niederlassen; die Weite ihres Denkens befähigt sie, den Uebermuth ihrer Einbildungskraft zu zügeln.

Man darf demnach bei jeder genialen Leistung zwei Elemente unterscheiden, einerseits das originelle und anomale Schaffen, andererseits den Geist des Ueberblicks und der Kritik. Der Irre besitzt den Sinn des originellen Schaffens, ist aber nicht im stande, ihn durch eine strenge Kritik zu mässigen. Der gewöhnliche Mensch besitzt vielleicht etwas kritischen Geist, aber es fehlt ihm das originelle Schaffen; so ist auch er, wenn auch aus anderen Gründen als der Irre, unfähig, etwas Grosses zu leisten.

Man wird hier den Einwurf machen, wo man die Menschen unterbringen soll, die zwar kein Genie, aber doch Talent und Verdienst besitzen, -- wenn es wahr ist, dass es von den verschiedenen Formen der Intelligenz, von der des grössten Genius bis zur Mittelmässigkeit, bis zum Dümmden, keinen Uebergang giebt.

LOMBROSO spricht nicht allein von mächtigen Geistern, sondern auch, und das ziemlich oft, von Leuten mit zum Theil recht geringen Verdiensten; viele derselben sind sogar den Gelehrten unbekannt geblieben. Streng genommen darf man zugeben, dass die Geistreichen abnorm sind. Dehnt man aber diesen Satz auch auf die Talentvollen aus, so führt das zu weit.

Freilich ist es schwierig, ja fast unmöglich, die Grenzen zwischen Genie und Talent, Talent und Verdienst, Verdienst

und Unbedeutendheit zu ziehen. Aber es lässt sich doch erkennen, dass bei Menschen von grossem Talent ein gewisses Maass von Erfindungs- und Schöpfungskraft vorhanden und dass dieses die Seite ist, von der aus der Talentvolle dem Genialen sich nähert.

„Verbrechen hat, wie Tugend, seine Grade,“ sagt ein Dichter. So ist es auch mit der Erfindung. Mancher Dichter, der ganz Ehren- und Anerkennenswerthes geleistet hat, kann in Augenblicken der Begeisterung eine erhabene Dichtung schaffen. Leider ist das jedoch nur ein Aufblitzen. Er kommt nicht wieder dazu; es war nur eine Stunde genialen Schaffens und nichts weiter. Da hätte also sein Geist mit den dem Irren eigenthümlichen Geistesmitteln gearbeitet, d. h. mit wunderlichen und überraschenden Gedankenverbindungen, welche anderen Menschen nicht zu Gebote stehen. Die Befähigung zu solchen Verbindungen deutet, und wenn sie nur eine Stunde währt, auf eine gewisse Originalität, mag letztere auch weniger tief und dauernd sein als bei höher Begabten, welche den dazu Befähigten immerhin der Reihe der gewöhnlichen Sterblichen enthebt.

Warum soll man nun nicht zugestehen, dass jeder mit Geistesarbeit Beschäftigte zwei verschiedene psychische Kräfte besitzt, einerseits die Schöpferkraft, die in dem Vermögen besteht, kühne, unvorhergesehene Gedanken aneinanzureihen, andererseits das kritische Vermögen, welches jene fremdartigen Gedankenreihen durch ihnen widersprechende zügelt und zu-rechtsetzt.

Drücken wir es in der dem Physiologen geläufigen Sprache aus, so heisst das: es giebt zweierlei Erscheinungen, Bewegungsdrang und Bewegungshemmung. Das Mittel aus diesen beiden sich widerstrebenden Kräften ist die definitiv ausgeführte Bewegung.

Die Irren haben zwar den Impuls, den Bewegungsdrang, aber es fehlt ihnen das Hemmungsvermögen. Die Hemmung

bedeutet hier so viel wie tiefes Nachdenken, reifes Urtheil, Erwägung des Geschehenen, Verbindung des Vergangenen mit der Gegenwart und der Zukunft, Erkenntniss des Möglichen und des Wirklichen. Nichts von alledem hält bei dem Irren den Bewegungsdrang auf, und da die Bewegung ungeordnet und maasslos ist, so verfehlt sie das Ziel. Gewöhnliche Menschen besitzen einen entwickelten kritischen Verstand; sie sind aber ausser stande, die originelle Regung, die zu grossen Thaten befähigt, zu empfinden und bleiben deshalb mittelmässig, verständig aber mittelmässig, d. h. sie gehen nicht über die hergebrachten Gedanken ihres Kreises hinaus. Der Geniale dagegen vereinigt jene beiden Geistesvermögen in sich. Er besitzt den mächtigen Reiz zum Schaffen und er berichtigt, infolge seines klaren Blickes und seines weiten geistigen Gesichtskreises seine unbedachte Begeisterung vermöge eines richtigen und strengen Urtheils.

Eigentlich sind diese beiden psychischen Vorgänge nicht voneinander zu trennen; wir nehmen die künstliche Scheidung nur behufs wissenschaftlicher Prüfung vor, sonst sind bei jeder Geistesoperation diese beiden Arten von Gedankenbildung gemeinsam in Thätigkeit.

Welches Geisteswerk man auch prüfen mag, man wird die beiden sich widersprechenden Richtungen entdecken, aus welchen diese oder jene geistige Schöpfung hervorgeht.

Es ist von diesem Gesichtspunkt aus nicht uninteressant, die Werke grosser Meister zu betrachten. Sowohl in der Malerei, als auch in der Poesie, in den Wissenschaften und in der Industrie wird man die beiden Richtungen in ihren verschiedenen auftretenden Verhältnissen herausfinden.

Findet man z. B. nicht, dass in Poës Werk Phantasie, Erfindung, originelles Schaffen; aussergewöhnliche Gedankenverknüpfung das kritische Element vollständig überwuchern? Poë war übrigens ein wenig Dipsomane und sogar Alkoholiker. Wenn seine Werke wirklich genial sind — bedeutend sind sie

auf jeden Fall —, so ähneln sie doch zum Sprechen den Verrückten eines Verrückten.

Die tiefe, feinsinnige, unerbittliche psychologische Zergliederung, wie sie bisweilen Irrsinnige, die an folie raisonnante leiden, ausüben, findet man in unvergleichlich kräftigem Maasse in Dostojewskis Verbrechen und Strafe, und dieser gewaltige Schriftsteller hatte nicht weniger als Poë seine Verstandeslücken. Einige bizarre Reden, die er seine Personen halten lässt, sehen ganz wie die eines Irren aus. Gleichwohl ist in diesem Buche ein Scharfsinn unverkennbar, der weit über den Scharfsinn der gewöhnlichen Menschen hinausragt. Wenn das nicht Genie ist, so steht es dem Genie doch sehr nahe.

Bei anderen Schriftstellern herrscht die kritische Seite vor. Dennoch sind sie nicht ohne eine gewisse schöpferische, erfinderische und originelle Begabung. Voltaire, der die guten und die schlechten Seiten des französischen Geistes vertritt, besass den kritischen Sinn und sozusagen die geistige Hemmungskraft im höchsten Grade. Sein klarer und weiter Blick wusste sofort die schwache Seite der Dinge aufzufinden. Mehr als irgend Jemand war er für das Wirkliche empfänglich und liess sich durch Träumerei nicht irren. Uebrigens war seine dichterische Erfindungsgabe verhältnissmässig schwach, und trotzdem, welche Einbildungskraft, welche Einfälle! Ist das nicht auch Erfindung? Man lese seinen Briefwechsel, die Briefe, die er ohne alle Mühe schrieb, und man wird über die Fülle von Ideen erstaunt sein. Sie strömen sozusagen über, wie sie aus seiner Feder fliessen. Es ist eine immerwährende Inspiration. Beissender Spott! überraschende Wendungen, geistvolle Worte! das ist doch alles auch eine Form von Erfindung und nicht zu verachtender Art. Wenn Voltaire nichts als seinen geraden Verstand besessen hätte, so würde er nicht der König Voltaire, der Meister und geistige Führer des 18. Jahrhunderts, von dem wir geradeswegs stammen, geworden sein.

Was wir über schönwissenschaftliche Arbeiten sagen, gilt auch für die Fachwissenschaften. „Ohne Begeisterung,“ sagt NOVALIS, „giebt es keinen Mathematiker.“ Hohe Mathematik, ohne Einbildungskraft betrieben, ist so viel, wie zu trauriger Mittelmässigkeit verurtheilt sein. Physik, Chemie, Medizin, Naturgeschichte verlangen nicht allein Kenntniss, Geduld, Fleiss und kritischen Sinn, sondern auch Einbildungskraft. Ohne eine gewisse Originalität, ohne etwas Wunderliches in der Auffassung kann ein ganzes Gelehrtenleben farblos und träg in den Fusstapfen oder vielmehr im Geleise seiner Vordermänner sich hinschleppen.

Auch in den Wissenschaften giebt es grosse und kleine Erfindungen. Mancher Gelehrte hat einen Blitz des Genius empfunden, den er später, sein ganzes Leben lang nicht wieder hervorzubringen vermag. (Schwann, der grosse Erfinder der Zellentheorie, ist ein glänzendes Beispiel dafür.) Zwischen dem Geistesblitz des Genies und dem Leuchten des Talentcs findet man aber zahlreiche Uebergänge.

In den Wissenschaften und Künsten ist es indes mit der Erfindung allein nicht abgethan. Es bedarf da auch einer langen Geduld, eines klaren, weiten Blickes und vor allem einer hartnäckigen Ausdauer, ja Zähigkeit. Die Irren besitzen Erfindungsgabe und Originalität. Aber auf ihre fixe Idee beschränkt, in Träumen verloren, gleichgültig gegen die wirkliche Welt, die sie von allen Seiten umgiebt, und in der sie ein Berichtungsmittel für ihre Phantasien finden würden, erblicken sie nichts als ihre Idee, d. h. einen fast unmerklichen Punkt; alles übrige ist ihnen verschlossen. So bleiben sie unbeweglich bei ihrer Auffassung stehen, wodurch ein Fortschritt sich von selbst verbietet und enorme, unverbesserliche Irrthümer entstehen. Wenn eine Idee nicht bestritten und umgemodelt wird durch naheliegende Ideen, so geräth sie in Gefahr zu verderben; das richtige, gesunde, in Sachen der Wissenschaft erforderliche Urtheil hängt vielleicht von der Weite unseres geistigen Gesichtsfeldes ab.

Ich wiederhole jedoch, auch die Weite genügt nicht allein, es bedarf zugleich der Erfindungsgabe. Für sich allein sind beide nicht ausreichend. Die beiden Eigenschaften müssen beisammen sein, wenn es gilt ein grosses Werk zu schaffen. Studirt man das Werk eines der grössten Gelehrten, dessen unser Land sich rühmen kann, Lavoisiers, so erstaunt man, wie die beiden geistigen Fähigkeiten so glücklich darin gemischt sind. Erfindungsgabe! Niemand hat sie in gleichem Grade besessen. Er findet jeden Augenblick neue Methoden. Er entdeckt sehr einfache Dinge, die vor ihm Tausende von Beobachtern unbeachtet gelassen haben. Er denkt an alles; er analysirt das Wasser, den Staub, den Alkohol, er entdeckt die Gährung, er weist den Mechanismus der Wärmeerzeugung durch lebende Wesen nach, er bestimmt diese Wärme, er schafft eine chemische Nomenklatur, die Thermochemie, er ahnt die „Erhaltung der Kraft“ und beschäftigt sich ausserdem mit Wirthschaftspolitik, Statistik und Industrie. In allem steht er obenan. Ueberall, wohin er seinen Adlerblick wendet, bringt er eine neue Gabe. Was Andern entgeht, ihm entgeht es nicht. Mit wunderbarem Scharfblick hat er die Umgestaltung der ganzen Chemie vorausgesehen, so, dass unsere heutige Chemie mit ihren bewundernswerthen Entdeckungen in grossen Umrissen schon Lavoisiers gewaltigem Geiste vorschwebte.

Aber auch dieser umfassende und scharfsinnige Geist wäre unvollkommen geblieben, wenn der tiefe kritische Sinn ihn nicht gezügelt hätte.

Eine Hypothese aufstellen ist ganz hübsch. Man muss aber das Experiment nach der Hypothese machen und zusehen, worin sie etwa mangelhaft ist. Sich durch seine Idee nicht blenden lassen, im Besitz der Erkenntniss der Wirklichkeit sein, die Beziehungen fern voneinander liegender Thatsachen ermitteln und wissen, worin man sich täuscht — das ist das Eigenthümliche des Genies.

Vor kurzem hat Pasteur, der anerkanntermaassen eins

der grössten Genies unserer Zeit ist, in einem Vortrage ge-
aussert, die Kritik sei die Bedingung zu fruchtbarer wissen-
schaftlicher Arbeit. Ich möchte den klugen Worten meines
berühmten Lehrers nicht widersprechen, gleichwohl scheint es
mir, dass der kritische Geist an sich nichts vermag, wenn er
nicht von der Erfindungsgabe befruchtet wird. Pasteur ist
selbst eines der glänzendsten Beispiele für die Vereinigung
des findigen und des kritischen Geistes. Wenn er, bevor er
seine schönen Versuche über *Generatio aequivoca*, *Panspermie*,
Abschwächung der Gifte anstellte, die Dinge nicht schon ge-
ahnt hätte, so wäre er zwar ein ausgezeichneter Chemiker und
scharfsinniger Naturforscher, aber nicht das geworden, was er
ist. Die gefährliche Hirnerkrankung, an der er vor 20 Jahren
gelitten, hat seine Intelligenz nicht vermindert, sondern sicherlich
erhöht. Man darf annehmen, dass unter ihrer Einwirkung
nicht sein kritischer Sinn, sondern seine Erfindungsgabe und
Einbildungskraft gewachsen seien. Denn ich meine, man könne
leicht eben so wackere Kritiker finden, wie es Pasteur ist,
aber wer besitzt wie er die Gabe der Findigkeit und der
schöpferischen Kraft!

Ein Gelehrter hat das Recht, eine fast delirirende Ein-
bildungskraft zu besitzen, nur muss er es verstehen, sie in
Schranken zu halten vermittelt ausgedehnter Kenntnisse und
durch den Scharfsinn eines strengen und unbeugsamen kritischen
Geistes.

Zum Schlusse der sehr langen Vorrede werde ich mir
erlauben zur Erhärtung meiner Ansicht ein Beispiel anzu-
führen, das einem genialen Werke, einem der hervorragendsten
Erzeugnisse des menschlichen Geistes entnommen ist, dem
Don Quixote von Cervantes.

Don Quixote hat grossartige und fruchtbare Ideen. Er
ist ein grosser Neuerer, mit einer Seele, die für Recht und
Gerechtigkeit glüht. Er besitzt von allem erstaunliche Kenntnisse
und Ansichten, wunderlich und erhaben über die landläufigen

Meinungen seiner Zeitgenossen und Landsleute. Er begreift schnell, er findet und verbindet die seltensten Ideen. Er hat die auf den ersten Wurf gewinnende Findigkeit der Neuerer, der Entdecker und der geistreichen Menschen. Etwas mehr praktischen Verstand, und er würde die Menschheit reformiren. Leider aber ist er toll, wirklich toll. Denn es fehlt ihm jede Spur kritischen Geistes; er giebt sich über die wirklichen Dinge keine Rechenschaft, er schwebt in den Wolken, er hält seine Wahngelbde für wahre Dinge, er sieht alles wie im Traum und schreitet durch das Leben wie ein Nachtwandler, unfähig, das, was ist, von dem, was nicht ist, zu unterscheiden. So erreicht er denn auch seinen Zweck nicht und hat das Unglück, alle seine Unternehmungen elendiglich scheitern zu sehen. Trotz seiner Mühen, trotz seines Muthes und seiner kühnen Pläne ist es sein Geschick, in einem Irrenhause zu enden. Denn er ist ein ausgemachter Narr, ein Narr, reif für die Tolljacke.

Ihm zur Seite wandelt auf seinem Esel sein ehrlicher Schildknappe Sancho Pansa. Sancho hat keinen Erfindergeist. Er theilt den Aberglauben und die Vorurtheile mit dem gemeinen Volke. Er wiederholt naiv alles, was seine Freunde wissen. Er denkt, spricht und handelt wie alle Welt; er ist immer auf der Erde und unfähig, sich über das, was seine Väter gedacht haben, aufzuschwingen, er folgt der Landstrasse und ist in seinem Dorfe wegen seines praktischen Verstandes berühmt. Alle Phantasien seines Herrn beantwortet er mit guten, verständigen Gründen; er ist immer bei der Wahrheit und er ist immer im Recht gegen Don Quixote.

Nun denn; in jedem Manne von Geist muss die Seele des Don Quixote und die Seele Sanchos sich beisammen finden. Don Quixotes Seele, um vorwärts zu gehen, die betretenen Wege zu verlassen, um Anderes und Besseres als die gewöhnlichen Menschen zu leisten; Sanchos Seele, weil die Originalität zu nichts führt, wenn sie nicht durch gesunden

Sinn, richtiges Urtheil und Erkenntniss des Wirklichen erleuchtet wird.

Darum, weil sie nicht Don Quixotes Kühnheit und Phantasie besaßen, sind so viele bedeutende Gelehrte an grossen Entdeckungen und Werken vorübergegangen, ohne sie auszuführen. Aber viele arme Thoren haben an Chimären ihr Sinnen verschwendet ohne Nutzen für sich und die Menschheit, weil ihnen Sancho Pansas hausbackene Weisheit gefehlt hat.“

So weit RICHEL. Dem Vorwurf, den man (TARDE) mir macht, dass ich Theorien auf Ausnahmen aufbaue, könnte ich entgegenhalten, dass die Ausnahme selbst immer einem Gesetz untersteht, oder gerade heraus gesagt, dass es in der Natur keine wirkliche Ausnahme giebt.

Von Denjenigen, die zu viel geraden Verstand besitzen und nicht merken, dass dieser der Lösung jeder grossen Aufgabe zuwider ist, weil man der Wahrheit eher auf Umwegen, als auf den ebenen Landstrassen begegnet, kann man das Umgekehrte wie TARDE sagen.

Aber diese Gaben und Mängel, die ihr in grosser Zahl findet und aus denen ihr ein besonderes Wesen machen wollet, besitzen Alle, auch die ohne Genie. Das ist sehr wahr. Ihr abnormes Wesen beruht jedoch auf der Quantität und Qualität, es zeigt sich vor allem in dem Widerspruch mit der Gesamtheit der übrigen Eigenschaften, die ihre Persönlichkeit ausmachen. Grosse Eitelkeit ist auch bei den Köchinnen zu finden, aber nur in dem, was ihren Stand angeht —, eine Eitelkeit, die so weit geht, dass sie sich für Gott halten, haben die Köchinnen nicht.

An Zerstretheit leiden wir ja auch wohl sämtlich, doch nicht so stark, dass wir unsern eigenen Namen vergessen und nicht zugleich mit einem ungeheuern Gedächtniss für die eigenen Entdeckungen.

Wie viele Menschen sind bigott und selbstsüchtig, aber sie sagen doch nicht, was Michelangelo von den Frati und von der Kirche gesagt hat, und halten es hinterher auch nicht für zweckmässig, die Klöster zu bereichern.

Beim Genie findet sich doppelte und sich widersprechende Persönlichkeit, die seine Anomalie bestimmt, in Einem beisammen.

Man wirft mir endlich auch vor, dass diese Forschungen wenig Nutzen bringen. Darauf könnte ich mit TAINE erwidern, es ist nicht immer nötig, dass die Wahrheit nützlich sei.

Gleichwohl lassen sich zahlreiche Nutzenwendungen aus ihnen ziehen, theils behufs der Erklärung jener sonderbaren Wahnzustände, die den Kern grosser geschichtlicher Ereignisse ausmachen, — theils bezüglich der neuen Quellen für Analyse und Kritik, welche aus der Vergleichung der Erzeugnisse von Geisteskranken mit der Arbeit des Genies in Kunst und Wissenschaft hervorgehen, — vor allem aber bezüglich der Unterstützung, die wir aus jenen Mittheilungen für die Beurtheilung von Fragen des Strafrechtes gewinnen; denn sie zerstreuen mit einem Schlage das alte Vorurtheil, nur Diejenigen für irr und mithin für unzurechnungsfähig zu halten, die total verwirrt sind, jenes Vorurtheil, das Tausende von unzurechnungsfähigen Kranken dem Henker überliefert hat. Sie zeigen uns schliesslich, dass der litterarische Wahnsinn nicht bloss eine kuriose Eigenthümlichkeit, sondern eine eigene Irrsinsform ist, die unter dem Schein der Unschuld desto gefährlichere Impulse verbirgt, je weniger sie anfangs sich entdecken lassen, — eine Wahnsinsform, die, wie der religiöse Wahnsinn, sich in ein geschichtliches Ereigniss umzubilden vermag.

Lombroso.

